

1

1962

Der Himmel war klar, die Häuser niedrig, die Gehsteige menschenleer. Nichts schien mehr einen Schatten zu werfen. Er stieg ein, kurbelte das Seitenfenster seines Ford Taunus herunter und streckte den Ellbogen in die Sonne. Felix Trimml nahm die Straße Richtung Süden. Raus aus der Stadt, raus aus Aachen. »Hit the road Jack and don't you come back no more, no more, no more, no more.« Der Song von Ray Charles, den er eben noch in seiner Wohnung gehört hatte, klang in seinem Ohr. Leise summte er »no more, no more, no more«. War es ein Fehler gewesen zurückzukehren?

Felix war fünfunddreißig Jahre alt, hatte mit siebzehn sein Zuhause verlassen müssen. In den vergangenen Tagen hatte er über all die Brüche und Neuanfänge nachgedacht. Jetzt, da er wieder in der Stadt seiner Kindheit war, kam ihm sein bisheriges Leben wie Stückwerk vor. Er hatte die Teile nie betrachtet, kaum etwas davon erzählt. Seit Jahren hatte er nur nach vorne geblickt, nicht mehr zurück. Doch hier in Aachen, wohin ihn eine plötzlich aufgetretene und nicht mehr abwendbare Sehnsucht nach Sesshaftigkeit getrieben hatte, war es unausweichlich, sich der Vergangenheit zu stellen. Jetzt, da auch dieser Neuanfang hinter ihm lag, spielte sein Kopf einen Diavortrag alter Bilder in Endlosschleife.

Vor drei Tagen hatte er den Mietvertrag für einen Schallplattenladen in der Jakobstraße ganz in der Nähe der früheren Kneipe seines Onkels unterschrieben. Montag würden die ersten Lieferungen von Columbia und Blue Note Records ein-

treffen. Er drückte den elfenbeinfarbenen Knopf des Radios für die Mittelwelle. Die Wellenlänge 208 von Radio Luxembourg war bereits eingestellt. Es war noch immer sein liebster Sender und das nicht nur ihretwegen. Felix mochte die englischsprachigen Discjockeys Muriel Young und Barry Alldis, die jeden Abend bis tief in die Nacht ihre mitreißende Musik präsentierten. Erst gestern hatten sie eine neue britische Band vorgestellt: The Beatles. Als sie mit »Love Me Do« loslegten, war er gerade in der Küche seiner neuen Wohnung inmitten der Kisten gestanden.

Felix hatte das frisch ausgepackte Geschirr zur Seite gelegt. Was er da aus dem Lautsprecher hörte, war ein Sound ohne Kompromisse, ein mehrstimmiger Gesang, der so berührend war, dass er nicht genug davon bekommen konnte. »Pleeeeease love me do.« Das war nicht nur Rhythmus, Klangerlebnis und Stimmung. Dieses Lied war stärker, eindringlicher. Er schrieb sich den Titel und den Namen der Band in sein Notizbuch, daneben ein Rufzeichen. Anfang der Woche würde er mindestens ein Dutzend Exemplare der Single für seinen Laden bestellen.

Die rechte Hand auf dem Lenkrad bog er auf die Straße Richtung Monschau ein. Sein Ziel war der malerische Ort an der Grenze zu Belgien, den er vor vielen Jahren mit seinem Vater besucht hatte. Der Ausflug mit dem eigenen Auto erfüllte ihn mit einem wohligen Gemisch aus neuem Freiheitsgefühl und alten Erinnerungen. Er war zurückgekehrt, obwohl er das lange nicht gewollt hatte. Doch jetzt fühlte es sich gut an.

Felix drehte die Musik lauter. Im deutschsprachigen Programm von Radio Luxembourg spielte »Sugar Baby« von Peter Kraus. Ach, die Schlager, dachte er. Obwohl es nicht seine liebste Musik war, gefiel ihm, wie die jungen Sängerinnen und Sänger unbeschwerte Stimmung machten, insbesondere dieser

Kraus, der sich den amerikanischen Rock 'n' Roll zum Vorbild genommen hatte.

Kaum war das Lied ausgeklungen, drang die weiche, tiefe Stimme von Camillo Felgen, dem Leiter des deutschsprachigen Dienstes aus dem Autoradio. »Heute Abend um achtzehn Uhr wird die großartige Moderatorin aus den Gründerzeiten von Radio Luxembourg ein letztes Mal ihr Musikprogramm präsentieren: Eva Seeger, die manche von Ihnen vielleicht aus Kriegstagen noch als Eve Collins kennen. Sie ist eigens aus ihrer Heimat Berlin angereist, um ihre Hörerschaft zum Abschied noch einmal durch den Samstagabend zu begleiten. Und sie wird ihre Lieblingsplatten mitbringen – von den Andrew Sisters bis zu Tommy Dorsey.«

Es gibt Momente, da dringen zwar Worte ins Ohr, aber der Geist ist zu träge, ihre Bedeutung im selben Augenblick zu begreifen. Felix brauchte einige Sekunden. Seine Finger, mit denen er eben noch das Lenkrad locker gehalten hatte, begannen zu vibrieren. Seit Jahren hatte er sie nicht mehr gehört. Und jetzt: ihr Abschied, ihr Abschied vom Radio, ihre letzte Sendung. Eva Seegers herzliche Stimme würde ihn nie mehr aufmuntern. In seiner Kindheit war sie sein Trost, in seiner Jugend sein Anker und als Erwachsener seine Rettung gewesen.

Er fuhr an den Straßenrand, öffnete die Seitentür zu den weiten Feldern. Die Musik ließ er laufen. Sein Blick wanderte hinauf in den Himmel. Dort oben glänzte ein Band geschwungener weißer Streifen im Blau. Sind das die Wellen? Sind das die sichtbar gewordenen Wellen, auf denen das Radio reitet? Er sah genau hin, hätte sich gerne noch länger täuschen lassen. Es war ein zartes, vom Wind gewelltes Wolkenband, mehr nicht.

Als er kurz später, angelehnt an sein Auto, eine Zigarette rauchte, erwachten schon wieder seine Erinnerungen. Es war ihm, als hörte er seinen Vater: »Dreh doch«, forderte er ihn auf,

nachdem er mit seinem Daumen und Zeigefinger zaghaft den Wellenschalter des Volksempfängers berührt hatte. »Wollen wir gemeinsam den Sender von Hugo suchen?«, fragte er. Damals, es war noch vor dem Krieg gewesen, verbrachten sie oft Stunden gemeinsam vor dem neuen Apparat. Sein Vater, der das Radio eines Tages auf die Kommode im Wohnzimmer gestellt hatte, half ihm, die Bedienung der Schalter und die Suche nach Sendern auf der winzigen Frequenzanzeige zu verstehen. An einem dieser Abende, Felix hatte mit zarten, langsamen Drehbewegungen zuerst die BBC, dann den Sender gefunden, bei dem Vaters Schulfreund in Luxemburg arbeitete, da hörte er erstmals ihre Stimme.

Ein einziges Mal hatte er Eva Seeger bei ihrer Arbeit von Angesicht zu Angesicht gesehen. Er hatte sie wieder vor Augen, wie sie leicht nach vorne gebeugt über dem Mikrofon stand. Ihre Fotokarte mit dem Autogramm, die er nach dem Besuch im Studio in Luxemburg zugesandt bekommen hatte, war der behütete Schatz seiner Jugend gewesen. Sie zeigte Eva Seeger mit ernstem, eindringlichem Blick. Viele Hundert Stunden hatte er ihr seit damals zugehört. Wenn sie sprach, brach sie das Schweigen in der väterlichen Wohnung, durchwärmte all die Kälte des Krieges, holte ihn aus dem tiefen Loch der Einsamkeit. Felix krepelte die Ärmel seines weißen Hemdes hoch, dachte nach.

Drei Stunden würde er für die Fahrt nach Luxemburg benötigen. Gegen Abend könnte er dort sein.

2

1938

Felix und sein Vater hörten die Männer durch den Mittelgang des Waggons näher kommen. Schritt um Schritt den dumpfen Klang ihrer Stiefel. Dann standen sie vor ihnen. Ein Hochgewachsener und ein etwas Kleinerer, beide mit scharfkantigen Schirmmützen. Sie verlangten nach ihren Reisepapieren, durchwühlten den ledernen Reisekoffer, fanden ein Buch, nahmen es heraus und stopften den Rest lieblos zurück. »Wohin fahren Sie!«, fragte der Größere.

Felix drückte sich an die Seite seines Vaters, starrte hinauf zu den uniformierten Männern. »Zu einem Freund nach Luxemburg«, antwortete Erwin Trimml. »Und was wollen Sie dort?«, folgte die nächste etwas zu laut gestellte Frage. »Ihn besuchen. Er war ein Klassenkamerad von mir.« Der Hochgewachsene klemmte das entdeckte Buch unter seine Achsel und sah nochmals in ihre Pässe.

Felix' Vater, der als Beamter im Rathaus von Aachen gelernt hatte, mit Autoritäten umzugehen und bisher ruhig geblieben war, wurde unsicher. Sein Sohn bemerkte es an seinem Blick, einer Mischung aus Panik und Verwirrung. Er hat Angst, dachte Felix, und bekam sie in diesem Moment selbst. Seines Vaters braune, von tiefen Falten umrandete Augen spähten in kurzen Abständen in unterschiedliche Richtungen, als wollte er einen Fluchtweg suchen.

»Sie kommen mit«, befahl der Größere. Erwin Trimml stand auf und machte sich bereit, dem Beamten zu folgen. Sein Kol-

lege packte Felix am Oberarm, der sitzen geblieben war, sich ängstlich in die Ecke beim Waggonfenster zurückgezogen hatte. »Und du mach keine Faxen!«, herrschte er den Jungen an. Erwin Trimml sah den Mann vom Zollgrenzschutz für einen Moment ärgerlich an, brachte aber kein Wort der Kritik heraus. »Los jetzt!«, drängte der Größere. Sein Kollege gab Felix einen Stoß in die Seite. »Nun komm schon!« Die anderen Fahrgäste blickten ihnen nach, tuschelten, als sie an ihnen vorbei durch den Gang und hinaus auf den Bahnsteig geleitet wurden.

Kurze Zeit später fanden sich Vater und Sohn in einem kleinen, stickigen Büro des Bahnhofs wieder. Ihnen gegenüber hatte ein älterer Sicherheitsbeamter Platz genommen, seine Dienstmütze lag ordentlich auf dem Beistelltisch neben der Schreibmaschine. Minutenlang studierte er ihre Papiere, suchte in einem Ordner mit Namenslisten nach einer Übereinstimmung. Dann räusperte er sich. »Sie haben ein verbotenes Buch ... genauer gesagt: ein schändliches und unerwünschtes Schrifttum mit sich geführt.« Der Mann mit seinem fliehenden Kinn versuchte korrekt und streng zu wirken. »Was wollten Sie damit?« Erwin Trimml antwortete mit stockendem Atem, dass er es bloß als Geschenk seinem Freund nach Luxemburg mitbringen wollte. »Der liest gerne. Ich habe nicht gewusst, dass das Buch auf der Liste steht.«

Der Beamte zog seine buschigen Augenbrauen hoch. »Das wussten Sie nicht! Aber Sie wissen hoffentlich schon, was undeutsch an solchen Büchern ist?« Ohne eine Antwort abzuwarten, fragte er nach dem Freund. »Wie heißt der?« Erwin Trimml antwortete: »Hugo Eibiswald.«– »Wo arbeitet der?« »Bei Radio Luxembourg.« Kurz hielt der Beamte inne. »Das ist doch ein feindlicher Sender, der unsere Reichsführung beleidigt hat.« Erwin Trimml versuchte ihn zu beruhigen, dass sein Freund, ein gebürtiger Deutscher, lediglich technischer

Mitarbeiter sei und die Sendeanlage in Junglinster betreue. Mit Inhalten habe er nichts zu tun. »Und Sie! Wo arbeiten Sie?«, fragte der Mann und bemühte sich, sein Gegenüber direkt anzusehen. Lange hielt er es nicht durch. Schon bei den ersten Worten Erwin Trimml senkte er seine Augen verstohlen auf den Schreibtisch. »Ich arbeite im Rathaus als Verwaltungsbeamter für die Stadtfinanzen.«

Es entstand eine Stille, in der sich Felix' Vater langsam erholte. Dem Diensthabenden, der sich auffällig lange am Kopf kratzte, statt die Vernehmung fortzusetzen, war es offensichtlich peinlich, dass seine Leute einen Beamtenkollegen festgenommen hatten. Felix merkte, wie sich sein Vater im Stuhl aufrichtete, wie sich sein Atem beruhigte. Erwin Trimml sah mit seinen siebenundfünfzig Jahren, seiner hohen Stirn, den grauen, etwas schütterten Haaren und den kantigen Schultern nicht unbedingt imposant, aber seriös aus. Er trug wie an Arbeitstagen auch für die Reise ein dunkelgraues Sakko, darunter ein weißes Hemd mit steifem Kragen und Krawatte. Weil der Beamte vom Zollgrenzschutz nicht mehr weiterfragte, stellte er nun selbst eine Frage. Er senkte dafür seine Stimme: »Ist es denn verboten, ein solches Buch mit sich zu führen?« Der Uniformierte wurde nachdenklich, sah hinauf an die Decke des Büros. Er brauchte eine Weile. Schließlich sagte er »Nein«, aber es weiterzuverbreiten, das sei schon verboten. »Gut, dann lassen wir das Buch bei Ihnen. Dürfen wir dann gehen?«, fragte Erwin Trimml etwasforsch. Der Mann mit seinem fliehenden Kinn stöhnte hörbar.

Mit einer Geste, als müsste er seine Gedanken sammeln, stand er auf und verließ ohne Worte den Raum. »Juden sind die beiden keine. Der Mann arbeitet im Rathaus. Und das Buch ist zwar auf der Liste, aber strafbar ist ja nicht, es zu besitzen, sondern nur, es zu verbreiten. Was soll ich mit den

beiden machen?« Sein Vorgesetzter, vor dem er noch immer strammstand, musterte ihn von oben bis unten. Es war mehr eine Gewohnheit des sportlichen, breitschultrigen Leiters der Grenzaufsichtsstelle als eine ernsthafte Kontrolle der ordnungsgemäßen Uniform. Sein scharfer Blick, der sich entlang der Knöpfe an der Brust bis hinunter zu den Schuhen zog, zeigte aber auch dieses Mal Wirkung. Eine Wirkung, die ihm gefiel. Schließlich sah er dem Untergebenen in die Augen, änderte seinen Gesichtsausdruck und antwortete jovial: »Wir haben Wichtigeres zu tun, Kollege. Lassen Sie die beiden gehen. Eine Ermahnung für das Schundbuch reicht aus!«

Das Stampfen und Quietschen eines einfahrenden Zugs drang in das kleine Büro, erfüllte den Raum. Erwin Trimml und sein Sohn waren indessen schweigsam sitzen geblieben. Vor ihnen auf dem Tisch lag der Auslöser des Problems: »Das kunstseidene Mädchen«, ein Roman von Irmgard Keun. Felix verstand nicht, was hier vor sich ging. Sein Vater hatte ihn stets gedrängt, mehr zu lesen, sich in die Geschichten der Bücher zu vertiefen. Er hatte dabei immer wieder auf den großen Schrank im Wohnzimmer gewiesen, hinter dessen Glastüren Buchrücken an Buchrücken stand. Erst vor Kurzem hatte er ihm eines davon in sein Zimmer gelegt: »Das fliegende Klassenzimmer« von Erich Kästner. »In diesen Seiten findest du Antworten, die ich dir nicht geben kann«, hatte er ihm seltsam verschwörerisch zugeflüstert. Jetzt war Felix irritiert, sollte das Lesen solcher Bücher verboten sein?

Nach wenigen Minuten ging die Tür wieder auf, der Beamte trat ein, setzte sich jedoch nicht mehr auf seinen Platz. »Sie dürfen gehen. Aber ich ermahne Sie.« Das Buch nahm er zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ es vor den beiden in den Papierkorb fallen.

»Wissen Sie«, sagte der Beamte und wechselte in einen vertraulicheren Ton. »Wir suchen Auswanderer, Juden und

Bolschewiken, die derzeit versuchen, illegal über diese Grenze Richtung Belgien zu fliehen. Zu denen gehören Sie nicht, Herr Trimml. Sie arbeiten ja im Rathaus.«

Als er das aussprach, sah der Mann mit seinen buschig umrandeten etwas glasigen Augen fast verzweifelt aus: »Diese Grenze ist eine Schande. Wir dürfen nicht auf der Bahnstrecke kontrollieren, sondern nur hier im Bahnhof. Wussten Sie das?« Er räusperte sich wieder. »Die Trasse der Bahn verläuft seit dem Krieg auf belgischem Staatsgebiet. Es ist unglaublich, wie unser Reich mit diesem Friedensvertrag gedemütigt wurde. Links und rechts der Bahntrasse befinden sich deutsche Dörfer, dazwischen ein Streifen, der Belgien gehört. Eine Schande ist das!«, sagte er und schob das kaum vorhandene Kinn zur Untermauerung seiner Empörung nach vorne. Eine Geste, die ihm eine ungewollte Komik verlieh. Und als er nochmals sagte »Wussten Sie das?«, musste selbst Felix, der eben noch verunsichert war, schmunzeln.

»Ich wusste es«, sagte Erwin Trimml. Weil er sich mittlerweile sicher fühlte, sprach er aus, was ihm in der letzten halben Stunde durch den Kopf gegangen war: »Noch vor Kurzem haben wir doch gut gelebt mit dieser Grenze, an der nicht kontrolliert wurde. Wir haben über die Vennbahn Koks bis nach Luxemburg geliefert und bekamen im Gegenzug Eisenerz und Rohstahl für unsere Betriebe zurück. Die Menschen haben doch gut zusammengelebt. Warum muss sich das nun ändern?« Dem Beamten quollen die glasigen Augen über. »Achten Sie darauf, was Sie sagen, Herr Trimml. Unsere Reichsführung weiß ja wohl, was sie tut. Sie sollten jetzt rasch gehen, sonst endet das noch übel für Sie.«

Felix, der seine schwarzgraue Jacke anbehalten hatte, tippte kurz auf den Unterarm seines Vaters. Es war ihm nicht entgangen, dass dieser begonnen hatte, die Grenzen des Grenzbeamten auszutesten. »Komm schon!«, drängte er ihn.

Als sie hinaus in den Bahnhof traten, roch es scharf nach Kohlestaub und Öl. Felix blieb stehen, starrte zu den Stufen, die hinauf zu den Gleisen führten. »Fahren wir jetzt mit dem nächsten Zug?«, fragte er mit einem düsteren, kehligen Ton, als wüsste er bereits die Antwort. Sein Vater suchte den nächstgelegenen Aushang, sah auf den Fahrplan, biss sich auf die Lippen und schüttelte den Kopf. »Nein, für heute ist es wohl zu spät.«

Erwin Trimml griff seinem Sohn auf die Schulter und drehte ihn Richtung Ausgang. »Jetzt gehen wir einmal nach Hause.« Als Rathausbeamter, der vor fünf Jahren auf die nationalsozialistische Regierung angelobt worden war, war er erleichtert, dass die Grenzkontrolle glimpflich vorübergegangen war. Gleichzeitig ärgerte es ihn, dass sein Geschenk für Hugo konfisziert und die gemeinsame Reise mit seinem Sohn dieser sinnlosen Schikane zum Opfer gefallen war. Gerne hätte er nun Felix an der Hand genommen, doch dafür war der Elfjährige schon zu alt.

Felix ging des Weges, ohne noch ein einziges Mal zu ihm aufzusehen. Statt des gemeinsamen Ausflugs nach Luxemburg trabte er nun freudlos zurück in die kleine Wohnung in der Franzstraße. Dabei fiel Erwin auf, dass die Hosenbeine von Felix' neuer schwarzer Hose noch etwas zu lang waren, sie schoppten sich über den Schuhen zusammen. Eigentlich müsste er sie am Saum umschlagen und abnähen. Aber der Bub wächst ja sowieso schnell, dachte er und verwarf den Plan rasch wieder. In einem halben Jahr würde ihm die Länge perfekt passen.

Zu Hause angekommen, verzog sich Felix in sein Zimmer. Er schloss die Tür, legte sich auf das Bett, seine Hände strichen über die wollene Decke, krallten sich schließlich fest. Eine Weile starrte er an die Zimmerdecke. Dann entspannte er sich, fand einen Traum, in den er entfliehen konnte. Er sah seine

Volksschullehrerin Ilse Sochor vor sich. Die junge Frau trug wie immer ihren weißen Arbeitsmantel mit aufgekrempeelten Ärmeln. In seinen Gedanken kam sie auf dem Schulhof noch einmal auf ihn zu. Er war in dieser Pause wieder allein unter dem großen, schattigen Baum gestanden. Sie sprach ihn an, fragte nach, wie es ihm daheim und in der Klasse gehe. Dann, nachdem er ihr als Antwort nur einen verzweifelten Blick zugeworfen hatte, begann sie von ihrer eigenen Schulzeit zu erzählen. Schließlich strich sie ihm über die Haare. »Komm Felix, das Leben wartet auf dich«, sagte sie und wies hinüber zu den Mitschülern. Er nahm all seinen Mut zusammen, ging auf die anderen Kinder zu und mochte Frau Sochor von diesem Zeitpunkt an noch ein wenig mehr.

Sie fehlte ihm. In der neuen Schule war alles ganz anders. Er verabscheute den kalten Befehlston, der in der Kaiser-Wilhelm-Oberschule allgegenwärtig war. Keiner der Lehrer redete mit ihm so wie Frau Sochor. Ihnen ging es stets nur um die Gruppe, die Klasse, in der jeder in gleicher Weise zu funktionieren hatte. Während ihr Bild in seinem Kopf verblasste, kam ihm der Uniformierte in der Bahn in den Sinn, wie er ihn mit seinem kräftigen Griff am Arm genommen und von seinem Sitzplatz gezerzt hatte. »Mach keine Faxen!«, hatte er gesagt – wortgleich wie sein Deutschlehrer. Er war damals zu Beginn des Unterrichts nicht gleich aufgestanden, sondern hatte noch etwas aus seiner Schultasche kramen wollen. Herr Hilbert mit seiner streng gescheitelten Frisur hatte es nicht bei einer Ermahnung belassen. Er kam auf ihn zu, baute sich vor ihm auf und ließ seinen massigen Körper wirken. Er forderte ihn auf, beide Hände flach vor sich auf den Tisch zu legen. Dann nahm er den Bambusstab und drosch auf seine Finger ein. Nicht einmal, nicht zweimal, wie dies bei kleinen Vergehen üblich war, sondern so lange, bis sie blutig waren.

Den Schrecken und die Schmerzen gleich im ersten Jahr an der Oberschule konnte Felix nicht mehr vergessen. Die Hänseleien seiner Mitschüler ebenso wenig. »Er weint, er weint«, riefen sie, als er sich in der Pause danach unter den Tisch verkrochen hatte. Daheim hatte er nichts davon erzählt. Nicht aus Angst vor der Reaktion seines Vaters – er konnte es nicht, konnte sich nicht öffnen. Die verletzten Hände verbarg er so gut wie möglich.

Felix murmelte fast lautlos noch einmal in sich hinein »Mach keine Faxen«, da bemerkte er, dass sein Vater im Wohnzimmer das Radio angeschaltet hatte. Erwin hörte den Reichsfunk, der gerade ein Länderspiel gegen Österreich übertrug. Felix konnte aus dem Nebenraum mitverfolgen, wie der Sportreporter aufgeregt von diesem ersten Fußballspiel gegen »Altösterreich« nach dessen Anschluss an das Deutsche Reich berichtete. Es sei ein Spiel von »zwei deutschen Mannschaften«, schrie der Mann. Felix fiel wieder ein, wie die Männer vom Zollgrenzschutz ihre Stiefel lauter als notwendig auf den Boden des Waggons gesetzt hatten. So ähnlich übertrieben klang nun diese Stimme aus dem Radio. Der Reporter rollte jedes R, schlug jedes T mit der Zunge in das Mikrofon, als wäre es ein Peitschenhieb.

Weil er nicht zuhören wollte, vergrub er sein Gesicht im Kopfpolster. Um wie viel schöner und sanfter war doch die Stimme der Sprecherin aus Luxemburg. Felix wollte wieder träumen, sich ihre Stimme vergegenwärtigen. Aber der Gedanke an sie verlor sich bald wieder in der lauten, schneidenden Stimme des Sportreporters aus dem Wohnzimmer. Der versuchte gerade mit seiner künstlich anschwellenden Erregung die Spannung zu erhöhen: »Österreich (er vergaß, jetzt von Altösterreich oder von der Ostmark zu sprechen) greift an! Sindelar bekommt den Ball! Er schießt! Tor!« Und dann etwas leiser: »Eins zu null.«

Die Reichsmannschaft habe sich nach der Pause entschlossen gezeigt, gleich angegriffen. »Eigentlich war sie überlegen«, kommentierte er fast trotzig. »Aber nun dieses Tor von Matthias Sindelar für die Österreicher.« Schon wenige Minuten später schrie er noch einmal in sein Mikrofon. »Jetzt ist es geschehen! Das ist das Zwei zu Null durch Sesta. Er hat den Freistoß gegen unser Team unhaltbar verwandelt.« Der Reporter des Reichsfunks schwieg kurz, suchte offensichtlich nach einem geeigneten Sprachbild. Dann fand er es: »Sestas Schuss war scharf und gezielt – mehr ein Dolchstoß als ein Freistoß.« Die Aufregung in seinen Worten wickelte sich um ein selbstmitleidiges Schnarren. Doch nach einer kurzen Pause hatte er sich wieder im Griff, beschrieb das Wiener Stadion, das »mit Hunderten Reichsfahnen geschmückt« sei. »Sie wehen nun für die Gastgeber.«

»Eine deutsche Mannschaft wird heute siegen – wenn auch nicht die unsrige.« Kaum war das ausgesprochen, wurde es wieder ruhig im Lautsprecher, nur noch das zu einem Rauschen vereinte Geschrei des Publikums aus Wien war zu hören. Etwas später meldete sich der Sportreporter wieder: »Mein Kollege hat mich gerade korrigiert. Und er hat recht: Natürlich ist die Elf aus der Ostmark auch unsere Mannschaft. Es sind also zwei unsrige Mannschaften.«

Gegen Abend kam Felix ins Wohnzimmer. Es war mittlerweile ruhig im Raum, das Radio ausgeschaltet. Sein Vater, der ihn beim Hereinkommen musterte, kannte diesen starren Blick seines Sohnes. Diese in sich gekehrte Abgeschlossenheit, aus der kein Ton, keine Geste zu ihm drang. Als beide etwas später beim Essen saßen, sah der Junge gedankenverloren in die Luft. »Iss doch«, drängte ihn sein Vater. Aber der Elfjährige war in seiner Welt. Sein verlorener Blick schnürte Erwin die Kehle zu. Auch er fand jetzt keine Worte. Stille traf auf Stille,

Schweigen auf Schweigen. Felix saß aufrecht auf seinem Stuhl, nickte nur und begann, die Kartoffelsuppe mit monotonen Bewegungen in sich hinein zu löffeln.

»Der ist seltsam, dein Junge. Allein wie der manchmal dreinschaut, wenn er so ins Leere starrt, als wäre er nicht ganz normal«, hörte er Herbert sagen, der dabei seine schmalen Lippen abfällig auf einer Seite herabzog. »Aber wahrscheinlich kann er nichts dafür.« Der Tod seiner Mutter, auch wenn er sie nicht wirklich gekannt habe, sei »ein Unheil«, das ihn noch immer begleite. »Jeder sieht es doch«, sagte Herbert mit dramatischem Unterton. »Jeder sieht, dass der Felix etwas Dunkles in sich trägt.«

Die beiden Brüder saßen an einem Tisch gleich neben der Küche in Herberts Gastwirtschaft, der Jakobstube. Der Geruch von gekochtem Kohl füllte den Raum. Erwin sah seinen Bruder empört an. »Das ist doch ein Blödsinn mit dieser Dunkelheit. Der Junge ist bloß viel zu oft allein.« Er hatte Herbert eben erzählt, wie schwierig es sei, mit seinem Sohn ins Gespräch zu kommen. Nun bereute er, dass er seine Sorgen mit ihm geteilt hatte. Statt tröstlicher Worte, die von seinem Bruder sowieso nicht zu erwarten gewesen waren, hatte er ihn mit seiner plumphen Besserwisseri an Martas Tod erinnert. Es war elf Monate nach Felix' Geburt gewesen, an einem Sonntag. Sie hatte sich hingelegt, sich schlecht gefühlt, ihr war schwindlig gewesen. Als er gegen Mittag ins Schlafzimmer kam, lag sie regungslos in ihrem Bett. Der Arzt diagnostizierte eine plötzlich aufgetretene innere Blutung.

»Ich habe alles für ihn getan, Herbert. Ich habe ihn allein großgezogen«, rechtfertigte sich Erwin. Mit einer Handbewe-

gung wischte er nochmals das Urteil seines Bruders beiseite. »Er ist ein ganz normaler, guter Junge.« Und als ob er das untermauern wollte, erzählte er, dass Felix seit Kurzem eine Freundin habe. »Ja, ein junges Mädchen aus der St. Leonhard Schule von gegenüber.« Herbert fiel ihm ins Wort: »Die Schule ist umbenannt worden, die heißt jetzt nicht mehr so.« Aber Erwin setzte, ohne auf diese Spitzfindigkeit einzugehen, fort: »Einige Male hat er sie schon abgeholt. Nur mit den Buben in seiner eigenen Klasse versteht sich Felix nicht.«

»Vielleicht ist ja genau das das Problem. Er ist viel zu weibisch«, setzte Herbert nach. »Du solltest ihn endlich zur Hitlerjugend schicken. Dort wird er lernen, was es heißt, seinen Mann zu stehen. Und dann ist er auch nicht mehr so oft allein.« Während Erwin neben seinem über die »tüchtige HJ« schwadronierenden Bruder schweigsam sein Glas austrank, sah er Felix vor sich, wie er nachmittags unten vor der Schule gestanden war und mit diesem Mädchen, Anna, gesprochen hatte. Er war an diesem Tag wegen einer schlimmen Erkältung zu Hause geblieben, konnte die beiden vom Fenster der Wohnung aus beobachten. Erwin erinnerte sich, wie Felix das kleine dunkelhaarige Mädchen mit der hellblauen Bluse und dem dunkelblauen Rock die Franzstraße hinunter Richtung Stadtzentrum begleitete, stets den Kopf zu ihr geneigt. Sein Sohn wirkte dabei nicht unsicher und auch nicht verschlossen. Er kam ihm heiter und gelöst vor. Mit seiner geliebten Schiebermütze auf dem Kopf, die Hemdsärmeln hochgekrempelt, redete er auf sie ein. Das Mädchen lachte, boxte ihn fröhlich in den Arm und sah immer wieder zu ihm auf.

Daheim freilich war der Junge in sich gekehrt. Wenn Erwin abends von der Arbeit heimkam, saß Felix meist im dunklen Wohnzimmer. Manchmal war er so sehr in seine Gedanken vertieft, dass er ihn beim Eintreten kaum registrierte. Was er

wohl die ganze Zeit grübelt, fragte sich Erwin, dem nichts Besseres einfiel, als seinen Sohn jedes Mal zu fragen, ob er denn seine Hausaufgaben schon gemacht habe. »Ja!«, kam dann die einsilbige Antwort.

Seit Erwin vor einem halben Jahr um sechsundsiebzig Reichsmark einen Volksempfänger gekauft hatte, war die Stimmung ein wenig besser geworden. Manchmal saßen sie nun abends gemeinsam vor dem dunkelbraunen Apparat und suchten nach Musik und Stimmen, die aus fernen Ländern zu ihnen in das Wohnzimmer drangen. Es schien, als ob für Felix all die anderen Geräusche – die Fuhrwerke, die über das Kopfsteinpflaster unter der Wohnung vorbeirollten, das Gurren der Tauben auf dem Fensterbrett, ja selbst der laute Streit des Nachbarehepaars – für diese Zeit verstummt waren. Für ihn gab es nur noch diesen Klang einer fröhlicheren Welt. Einmal sah Erwin ihm zu, wie er versonnen die rechte Hand auf den mit hellbraunem Stoff überspannten kreisrunden Lautsprecher legte. Dann strahlte er ihn an. »Ich kann sie spüren! Ich spüre die Stimme.«

»Wie funktioniert das?«, fragte Felix eines Tages. »Das kann dir sicher einmal Hugo erklären«, antwortete Erwin. »Der weiß viel besser als ich Bescheid, wie ein Radio funktioniert. Für mich ist das ein technisches Teufelszeug. Irgendwer spricht weit weg in ein Mikrofon und bei uns kommt es zeitgleich aus dem Lautsprecher – nicht einmal eine elektrische Leitung verbindet das eine mit dem anderen.«

Erwin war erleichtert, dass er mit der gemeinsamen Zeit vor dem Radio endlich etwas gefunden hatte, das seinen Sohn für ihn zugänglich machte. Eines Abends, als sie nebeneinander – der eine auf einem Stuhl, der andere auf einem Schemel – vor dem Volksempfänger saßen, kündigte diese so besondere Sprecherin von Radio Luxembourg das nächste Lied an. Sie

unterstrich ihre Vorfreude mit einem heiteren, zarten Glucksen. In diesem Moment blickte Felix seinen Vater selig an. Etwas strahlte aus seinen dunklen Augen. Etwas, das er bereit war zu teilen. Wie von einer schweren Last befreit, zwinkerte Erwin seinem Sohn zu. Doch es gelang ihm nicht, den schönen Moment zu verlängern. Ihm fiel einfach kein Satz ein, der gepasst hätte. Aber es wurde ihm bewusst, welche Freude diese Frauenstimme seinem Sohn bereitete. Ihren herzlichen Klang und die Klarheit ihrer Worte empfand auch er als wohltuend.

Fast jeden Tag stellte Felix seitdem abends das Radio auf die Frequenz von Radio Luxembourg ein, um sie und ihre moderne Musik zu hören. Es war eine Musik, die im Reichsfunk nicht gespielt werden durfte – vor allem Swing und heitere, rhythmische Lieder aus Amerika. Wenn sich seine Lieblingssprecherin am Ende ihrer Sendung mit den Worten »Auf Wiederhören, bis zum nächsten Mal, Ihre Eva Seeger« verabschiedete, schaltete Felix das Radio jedes Mal aus und ging mit leichtem, fast federndem Schritt in sein Zimmer.

Bis zu ihrem neuerlichen Aufbruch nach Luxemburg bemühte sich Erwin immer wieder, das Thema Radio anzusprechen. Einmal erzählte er seinem Sohn, dass Hugo ihm bei seinem letzten Besuch in Aachen den Volksempfänger ein wenig umgebaut habe, damit er auch Kurzwellensender hören könne. Mit einem kleinen Schalter an der Rückseite des Geräts, beschrieb er, sei es möglich, den Wellenbereich umzustellen. »Wollen wir es morgen einmal ausprobieren?«, fragte er. »Mit der Kurzwelle kann man Sender aus der ganzen Welt empfangen.« Felix hörte ihm aufmerksam zu. »Woran liegt das, wie geht das?«, fragte er nach. Diesmal war sein Vater auf die Frage besser vorbereitet. »Das liegt daran, dass diese kurzen Wellen an der Ionosphäre – das ist ein Teil der Atmosphäre – reflektiert werden. Sie verbreiten sich auf diese Weise rund um

den gesamten Erdball.« Felix sah ihn verwundert an. »Und wie kommen dann die kurzen Wellen in das Radio?« Erwin stöhnte. »Das weiß ich nun leider noch immer nicht.«

Um das Gespräch nicht abreißen zu lassen, erzählte er seinem Sohn, dass er so schon einige internationale Radioprogramme gefunden habe: amerikanische, französische, südafrikanische und jenes der britischen BBC, das freilich bei günstigen Bedingungen auch auf Mittelwelle zu empfangen sei. »Obwohl alle rundum jetzt den Reichsfunk hören, mag ich eigentlich die BBC am meisten. Manchmal am Abend, wenn du schon schläfst, höre ich die englischen Sendungen. Die sind sehr interessant.«

Nun taute Felix auf. Er plauderte über die Nachrichten bei Radio Luxembourg, die er einmal nachmittags allein gehört hatte. Die hätten den Führer kritisiert. »Stell dir vor, die haben ihn einen Barbaren genannt, der keine freien Gedanken zulässt.« Erwin musste spontan lachen, wurde dann aber rasch ernst und hielt einen Finger vor den Mund. Felix verstand, dass darüber nicht geredet werden durfte. Längst war ihm aufgefallen, dass sein Onkel und viele ihrer Nachbarn von diesem Führer begeistert waren. In der Stadt tauchten immer mehr Hakenkreuzfahnen auf und statt mit »Guten Tag« begrüßten sich immer mehr Menschen in den Straßen nur noch mit »Heil Hitler«. Er ließ das Thema beiseite, fragte seinen Vater stattdessen, warum die Sprecher aus Luxemburg denn immer wieder Ovomaltine, das Kakaopulver, anpriesen. »Ständig kommt da eine Durchsage, wie gut das ist.« Erwin schmunzelte: »Das ist Werbung. Die wird von Ovomaltine bezahlt. So bekommt der Sender sein Geld zusammen.«

Felix sah ihn nachdenklich an. Wieder drohte das Gespräch zu versiegen, doch Erwin wollte es unbedingt weiterführen. Er sprach seinen Sohn auf die Chefsprecherin von Radio Luxem-

bourg, Eva Seeger, an. »Warum hörst du gerade ihr so gerne zu?« Felix überlegte kurz. »Weißt du«, begann er, »wenn sie redet, wird mir warm, selbst wenn es im Zimmer ganz kalt ist.« Um zu bekräftigen, wie ernst er das meinte, fasste er sich mit verschränkten Armen selbst um die Brust, als würde er sich aufwärmen.

Erwin antwortete nicht, die Geste seines Sohns hatte ihm die Kehle zugeschnürt. Er erinnerte sich an das kleine Kind, das Marta einst in ihren Armen gehalten und gewärmt hatte. Sie hatte es liebevoll an ihre Brust gedrückt, es auf seinen kleinen Kopf geküsst. Felix hatte wohl noch immer Sehnsucht nach ihr.

Sie saßen noch eine Weile nebeneinander im Wohnzimmer, hörten zu und sahen gedankenversunken auf die winzige Frequenzanzeige des Volksempfängers. »Ich werde gleich morgen Hugo einen Brief schreiben«, kündigte Erwin schließlich an. »Diesmal schaffen wir es, ihn zu besuchen. Dann dürfen wir uns vielleicht sogar das Radiostudio ansehen.«

Zwei Monate später stiegen Vater und Sohn am Bahnhof Rothe Erde erneut in den Zug mit den dunkelgrünen Waggons. Diesmal wussten sie bereits, was sie erwartet. Bald hörten sie die Stiefel auf den Boden schlagen. Wenig später sahen zwei Uniformierte auf sie herab. »Ausweispapiere!« Kein Bitte, kein Danke, nur Befehle. Und auch diesmal standen ein deutlich Größerer und ein Kleinerer vor ihnen. Der Größere mit seinen breiten Schultern, der exakt gebügelten Falte in der Uniformhose gab die Papiere Erwin Trimmels an seinen Kollegen weiter, jene von Felix inspizierte er selbst. Er musterte den Jungen, sah ihm ins Gesicht. Felix schluckte dabei kurz, versuchte, seine Angst zu verbergen.

Dann endlich, die Erleichterung: Der Uniformierte, der Erwin Trimmels Papiere kontrolliert hatte, nickte seinem Kollegen kurz zu. Dann gaben sie ihnen die Papiere zurück. Die beiden Männer griffen sich kurz zum Gruß an die Mützen und zogen weiter. Nicht einmal das Gepäck hatten sie diesmal kontrolliert.

Eine halbe Stunde später setzte sich der Zug in Bewegung. Felix sah aus dem Fenster, vor dem die Stadt langsam an ihnen vorbeizog. Die Dampflokomotive schnaubte. Jedes Stampfen des Kolbens, jede Umdrehung der Welle ruckelte unter ihren Sitzen. Erst mit zunehmender Geschwindigkeit wurde die Fahrt ruhiger. Sie erreichten das hügelige Umland von Aachen. In den Senken sah Felix die Bauernhöfe mit ihren Backsteinmauern und grauen Dächern. Die eingezäunten Weiden waren voll schwarz gefleckter Kühe.

»Schau, da ist Brand, wo Mamas Bruder, Onkel Robert, wohnt«, wies Erwin durch das Fenster. Felix sah ihn kurz an, reagierte aber nicht. Er wandte sich wieder ab, sah weiter hinaus und saugte all die Eindrücke in sich auf. »Ich habe uns Brote eingepackt«, bemühte sich sein Vater. »Hast du Hunger? Wir sind noch lange unterwegs.« Doch sein Sohn antwortete nur mit einem kurzen Kopfschütteln.

Sie erreichten Walheim. Der Zug hielt an einem kleinen Bahnhof mit Ziegelfassade. »Das ist die letzte Station vor der Grenze«, erklärte Erwin. »Dann kommen wir nach Raeren in Belgien. Und danach führt uns die Strecke wieder zurück ins Deutsche Reich, die Bahntrasse bleibt aber belgisch.« Felix zuckte nur mit den Achseln, als würde ihn dieses Hin und Her des Grenzverlaufs, von dem schon der Grenzbeamte vor wenigen Wochen erregt erzählt hatte, nicht interessieren. »Solange nicht jedes Mal die Uniformierten kommen«, murmelte er. »Nein«, antwortete Erwin. »Die kommen nicht mehr. Vielleicht wieder übermorgen bei der Rückfahrt.«

Die Landschaft veränderte sich, die Bahntrasse verlief durch einen Birkenwald. Felix saß auf der Holzbank, sah noch immer gebannt durch das Fenster. »Schau, Vater«, sagte er plötzlich. »Der Waldboden ist voll mit Farnen.« Erwin sah hinaus. Tatsächlich hatten sich die feingliedrigen Gewächse hier weitläufig ausgebreitet. Ihre feuchten feinen Blätter glitzerten durch das Licht der morgendlichen Sonne. Sein Sohn, dachte er und war in diesem Moment stolz, sieht viel mehr als andere.

Erst am späten Nachmittag kamen die beiden in Luxemburg an. Hugo Eibiswald, Erwins Freund aus Schulzeiten, holte sie am Bahnhof ab, nahm ihnen den Koffer ab und spazierte mit ihnen schon wenig später durch die Hauptstadt des Großherzogtums. Der schwächliche Mann mit den wachen, freundlichen Augen führte sie an kleinen Plätzen vorbei, durch enge

Gassen, bis an den Rand der Häuserzeilen, von wo sie einen Blick auf das Umland werfen konnten. Felix starrte in einen Abgrund, als wäre hier die Erde eingebrochen. Hugo erklärte, dass Luxemburg in eine Oberstadt und eine Unterstadt geteilt sei. »Oben liegen die Bürgerhäuser mit dem Schloss Berg daneben, unten die Betriebe und Wohngebiete der Handwerker.«

Nach dem Rundgang kehrten sie in ein Wirtshaus ein. Sie fanden einen ruhigen Platz in einer der breiten Fensternischen. Hugo bestellte für alle Erbseneintopf mit Speck. Felix' Vater bekam von seinem Freund so viel Bier nachgeschenkt, dass er mit Fortlauf des Abends immer redseliger wurde. Er erzählte von seinen neuen Vorgesetzten im Aachener Rathaus – alle Parteimitglieder. »Das sind Männer, die keine Ahnung haben, aber Widerspruch nicht akzeptieren. Sie brüllen los und hören dir nicht einmal zu.« Immerzu versuchten sie, schlechtes Gewissen zu verbreiten. Dennoch gebe es genügend Beamte, die sich ihnen anbiederten. »Neulich hat sich einer meiner Kollegen in der Finanzverwaltung bei einem Versuch, seinen Vorgesetzten mit einem zackigen Hitler-Gruß zu imponieren, die Finger an seiner Tischlampe verbrannt. Heil-Heiß, hat unsere Sekretärin gewitzelt.«

Als Erwin kurz aufgestanden war, wandte sich Hugo Felix zu und fragte ihn, ob er wirklich so viel Radio höre, wie sein Vater behaupte. Der Junge, der bisher wortlos am Tisch gesessen war, gab ihm gerne Auskunft und erzählte, dass er sich nicht nur deutsche, sondern auch englische Sendungen anhöre. Hugo nickte anerkennend und fing einen neugierigen Blick von Felix auf. Der nahm noch einen Schluck seiner Limonade und sagte dann: »Ich möchte dich auch etwas fragen, Hugo! Kannst du mir erklären, wie ein Radio funktioniert?«

»Na sicher!«, antwortete Hugo. Es sei eigentlich gar nicht so kompliziert. »Du weißt vielleicht, dass unsere Stimme Schall-

wellen erzeugt. Die sind aber nur einige Meter weit zu hören. Selbst wenn wir schreien, ist nach hundert Metern Schluss. Deshalb haben sich Wissenschaftler überlegt, wie diese Schallwellen weiter transportiert werden können.« Felix sah Hugo gebannt an, als der eine kurze Pause einlegte. »Die Wissenschaftler haben erkannt, dass die Schallwellen in elektromagnetische Wellen eingebettet werden können, die viel weiter – über Tausende Kilometer hinweg – gesendet und über Antennen eines Empfangsgeräts wieder eingefangen werden können. Du musst dir das etwa so vorstellen, als ob die Radiowellen auf den elektromagnetischen Wellen säßen wie auf einem Pferd. Mit ihm galoppieren sie weit längere Strecken über den Himmel, als sie es sonst schaffen würden.« Hugo versicherte sich, dass ihm Felix noch immer folgen konnte. Als der nickte, erklärte er weiter. »Bei uns funktioniert das so: Radiosprecher reden in ein Mikrofon, das fängt die Schallwellen auf. In der Sendeanlage werden diese Schallwellen in elektromagnetische Wellen moduliert – das heißt: eingebettet. In deinem Radio werden sie dann über die Antenne eingefangen und wieder demoduliert. Die Schallwellen werden also aus den elektromagnetischen Wellen wieder herausgefiltert und über einen Lautsprecher in für dich hörbare Stimmen ausgestrahlt.« Felix lächelte Hugo an. »Und du kannst die Schallwellen so umwandeln?«, fragte er nach. »Das mache ich nicht selbst, sondern das macht eine elektrische Apparatur mit mehreren Elektronenröhren.«

Felix dachte noch lange über die Erklärungen nach. Je länger der Abend aber wurde, umso müder wurde er und nickte nur noch zu den Gesprächen der beiden Erwachsenen. Als sie endlich in Hugos Wohnung ankamen und sich Felix erschöpft neben seinen Vater auf einer harten Matratze zum Schlafen legte, brauste draußen der Wind auf. Die kleine Zweizimmerwohnung lag in der Mansarde eines schmalen Hauses mit Blick

auf die Türme der Luxemburger Kathedrale Notre Dame. Felix konnte trotz seiner Müdigkeit lange nicht einschlafen. Es ächzte im Gebälk des Dachstuhls und er dachte an den kommenden Besuch beim Radiosender. Hugo hatte versprochen, ihm eines der Studios zu zeigen.

Am Vormittag des nächsten Tages schlenderte Hugo mit seinen beiden Gästen durch die Oberstadt Richtung Stadtpark, wo sich das Gebäude des Senders befand. Dunkle Wolken hingen tief über der Stadt. Kaum hatten sie den Park betreten, begann es, in Strömen zu regnen. Als sie den Eingang der Villa Louvigny erreichten, den Hauptsitz von Radio Luxembourg, waren sie völlig durchnässt.

Sie traten durch eine Doppeltür in die Eingangshalle. Hugo scherzte noch mit dem Portier, der sich über die vom Regen triefnasse Gruppe lustig machte, dann begann er mit seiner Führung. Durch eine breite Tür gelangten sie in den Sendesaal, in dem das Rundfunkorchester zu Hause war. »Hier üben sie und geben Konzerte«, erklärte Hugo. »Sie haben auch die Kennmelodien unserer Sendungen aufgenommen und auf Schellack gepresst. Von diesen Platten werden sie jeden Tag in das Programm eingespielt.«

Dann schwärmte Hugo von der Sendeanlage in Junglinster außerhalb der Stadt, für die er zuständig sei: »Mit ihren zweihundert Kilowatt ist sie die stärkste Anlage in ganz Europa. Nicht einmal die Nazis haben eine bessere.« So könne der Sender in ganz Frankreich, Belgien, den Niederlanden, England und im Deutschen Reich empfangen werden.

Sie schritten einen Gang entlang zu den Studios. Hugo begrüßte immer wieder einen seiner Kollegen. Einmal lief ein junger Mann mit einem Stapel Schallplatten an ihnen vorbei. Eine junge Frau rief ihm nach, er habe die Musikliste vergessen. Er drehte hektisch um, riss ihr die Liste aus der Hand und rannte

so rasch er konnte weiter. »Es geht bei uns oft drunter und drüber«, kommentierte Hugo mit einem Lächeln. »Aber wir haben es geschafft, so viele Menschen wie kein anderer Sender in Europa zu erreichen. Die Hörer lieben unser Programm und unsere Musik.« Radio Luxembourg sei der einzige unabhängige Sender. »Wir sind niemandem verpflichtet, finanzieren uns selbst.« Die ersten Jahre seien zwar schwierig gewesen. »Zuerst hatten wir ein paar wenige Hörer, haben nur wenige Stunden pro Tag gesendet, dann wurden es immer mehr, bald waren es Tausende. Jetzt sind es Millionen von Hörerinnen und Hörern in ganz Europa und wir senden für sie von der Früh bis in die Nacht.« Das Konzept sei einfach: »Wir schenken ihnen schöne Stunden mit uns. Und dafür kommen wir direkt zu ihnen nach Hause.«

Hugo öffnete eine der Türen und forderte Erwin und Felix auf, einzutreten. Alle drei drängten sich in den winzigen Raum und nahmen hinter einem jungen Mann Aufstellung, der vor einem breiten Pult mit zahlreichen Schaltern und Reglern saß. »Hier könnt ihr zusehen, wie bei uns Radio gemacht wird.« Dann gab Hugo Felix einen leichten Stoß mit dem Ellbogen, wies auf die große Glasscheibe, die den Blick ins Studio freigab. »Und zufällig macht deine Lieblingssprecherin gerade eine Sendung.«

Felix errötete. Er hatte seine Mütze aufbehalten, zog sie nun etwas tiefer über die Augen. Ein wenig ärgerte er sich über seinen Vater, der offenbar seine Begeisterung für Eva Seeger ausgeplaudert hatte. Kurz blickte er ihn vorwurfsvoll an.

Die Musik drang aus den an der Wand befestigten Lautsprechern. Hinter der Glasscheibe kramte eine Frau etwas nervös in ihren Unterlagen. Sie trug ein dunkles Jackett, ihr lockiger Bubikopf rahmte ein ovales Gesicht mit hellgrauen Augen. Eva Seeger sah deutlich ernster aus, als Felix sie sich vorge-

stellt hatte. Es passte nicht zu ihrer warmherzigen Stimme. Sie war hochgewachsen, ein wenig nach vorne gebeugt. Mit einer entschlossenen, schwungvollen Handbewegung fischte sie eine Schellackplatte aus der Hülle und legte sie auf den Teller eines der beiden Plattenspieler. Hugo erzählte mit leiser Stimme, dass normalerweise jemand von der Technik die beiden Geräte bediene, doch der sei diese Woche erkrankt. »Heute muss Eva das selbst machen. Sie hat aber schon oft bewiesen, dass sie das nebenbei schafft.« Auf dem anderen Plattenspieler, der ebenfalls auf einem Tisch in ihrer Reichweite stand, lief ein Musikstück eben zu Ende. Eva Seeger gab dem technischen Sendeleiter ein Zeichen. »Er stellt jetzt von der Musik auf ihre Stimme um«, flüstert Hugo. In diesem Moment hörte Felix den ihm so bekannten Klang ihrer Stimme. Sie erzählte auf Englisch über eine Regatta von Segelbooten im Ärmelkanal. Dann kündigte sie das nächste Musikstück an: »It's my pleasure to present Ethel Waters' new song »I Got Rhythm.« Während sie sprach, setzte sie den Tonarm auf die nächste Schellackplatte. Dann gab sie dem Techniker das Signal, wieder auf Musik umzustellen. Felix, der eben noch aufgereggt gewesen war, entspannte sich. Die Musik gefiel ihm.

Als sie die nächste Schallplatte aus der Hülle zog, fiel Eva Seeger auf, dass ihr aus dem Technikerraum mehr Menschen als sonst zusahen. Wer ist denn da aller?, schien sie zu fragen, Felix und die Männer um ihn herum sahen nur ihre Mundbewegungen. Hugo öffnete, als die Musik lief, kurz einen Spalt der schmalen Tür zum Studio. »Das ist Erwin, ein Freund von mir aus Aachen, und sein Sohn, ein großer Bewunderer von dir«, erklärte er. Eva lächelte durch den Türspalt Hugo und Erwin kurz an, dann blickte sie etwas länger auf Felix. Sie begrüßte alle mit einem freundlichen »Hallo!«, drückte aber rasch wieder die Tür zu. Das Musikstück war fast zu Ende.

Sie konzentrierte sich auf ihre Arbeit, erzählte zwischen den Musiknummern auf Englisch von aktuellen Ereignissen, vom Jubiläum des ältesten Pubs in London, vom Pferderennen in Ascot und der Tour de France, die demnächst von Radio Luxembourg live übertragen werde. »Piere Arnoux will report on the race.«

»Ihr könnt noch ein wenig zuhören«, sagte Hugo. »Ich muss einstweilen etwas erledigen.« Erwin und Felix drückten sich an die Wand hinter dem technischen Sendeleiter, der sich immer wieder über Handzeichen mit der Sprecherin verständigte. »Wir bekommen bald eine Sprechanlage eingebaut, dann wird das für uns leichter«, erklärte er ihnen. Eva Seeger erzählte einstweilen von der neuen Modewelle in Frankreich, von Seidenkleidern aus gepunktetem Stoff. Es war nur eine kleine Änderung in ihrer Stimmlage, die sie mit einem Hauch Begeisterung untermalte, als sie die nächste Nummer ankündigte: »And now let's enjoy Paul Whiteman with his ›Whiteman Stomp‹.« In diesem Moment fiel ihr eine Haarsträhne ins Gesicht, die sie rasch wieder hinter ihr Ohr legte.

Während eines längeren Musikstücks öffnete sie von sich aus die Tür in den Technikerraum. »Wie heißt du?«, fragte sie und blickte auf Felix. Der antwortete und versuchte dabei, seine Nervosität zu verbergen. »Komm doch mal rein, Felix«, forderte sie ihn auf und hielt ihm die Tür auf. Da die Musiknummer noch nicht zu Ende war, konnte sie kurz mit ihrem Gast plaudern. Was ihm so am Radio gefalle, fragte sie, und ob er Englisch spreche. Felix gab kurze Antworten und meinte: »Ja, ich kann Englisch, wir lernen es in der Schule.« Eva lächelte ihm aufmunternd zu. »Na, dann versuchen wir das gleich einmal.«

Wieder waren ihr die Haare ins Gesicht gefallen, aber diesmal hatte sie keine Zeit mehr, sie hinters Ohr zu stecken. »Now I would like to introduce to you Felix, a young gentleman from

Aachen.« Sie drehte das Mikrofon, das aussah wie eine große Spinne, etwas zur Seite, damit auch Felix hineinsprechen konnte. »Why are you visiting us today?«, fragte sie zu ihm gebeugt. Felix war überwältigt, aber er versuchte es sich nicht anmerken zu lassen. Er drückte die Schultern zurück, sah Eva Seeger an und sagte: »Because I love Radio Luxembourg. I would listen to it every day, if I could.«

Evas ernster Gesichtsausdruck hellte sich zu einem Schmunzeln auf. Sie erzählte ihren Hörern, dass Felix extra mit seinem Vater aus Aachen angereist sei, um die Studios des Senders zu besuchen. Sie wünsche den beiden noch einen guten Aufenthalt in der Stadt. »And: don't stop listening to Radio Luxembourg, Felix!« Dann leitete sie bereits zum nächsten Musikstück über. »Schön, dass du mich besucht hast.« Sie schenkte ihrem jungen Gast noch ein herzliches Lächeln.

Felix lächelte glücklich zurück, verstand aber, dass es Zeit für ihn war, den Raum wieder zu verlassen. Er gab ihr zum Abschied die Hand und verschwand rasch durch die Tür. »Komm mal wieder!«, rief ihm Eva Seeger noch nach, bevor die Tür ins Schloss fiel. Sie richtete sich den Rock zurecht, legte ihre Haare hinters Ohr, stellte sich wieder leicht gebeugt über das Mikrofon. Bevor sie das nächste Musikstück ankündigte, schickte sie durch die Scheibe noch einen fliegenden Kuss in den Technikerraum.

Bald holte Hugo die beiden wieder ab. Er führte sie noch eine Runde durch die Villa Louvigny, zeigte ihnen die Redaktionsräume, das Plattenarchiv und sein Büro. »Wir senden von hier aus unser Programm in Englisch, Französisch, Deutsch und Flämisch. Eva Seeger ist unsere Chefsprecherin. Sie spricht fließend Englisch und Deutsch, deshalb kommt sie am häufigsten zum Einsatz.« Woher sie komme, fragte Erwin. Aus Berlin, antwortete Hugo. Ihre jüdische Mutter sei Opernsängerin, ihr

Vater, ein ehemaliger Kammersänger, sei jetzt »ein hohes Tier bei der Partei«. Der habe sich wohl auch deshalb von seiner Frau getrennt. »Ich denke, angesichts dieser Familienverhältnisse ist sie gerne ins Ausland gegangen.«

Felix, der bei seinem kurzen Auftritt im Studio gerade noch so lebhaft gewesen war, trottete auf dem Weg durch die Gänge des Gebäudes eine Weile wortlos und steif neben den beiden her. Dann blieb er abrupt stehen. »Ich habe meine Mütze im Studio vergessen, kann ich noch einmal zurückgehen?« Hugo nickte und lächelte. »Hat sie dich verwirrt, die schöne Eva?« Felix antwortete nicht, sondern kehrte rasch um. Wenig später betrat er noch einmal den Raum des Technikers. Die Sendung war bereits zu Ende, Eva Seeger hatte das Studio verlassen. Seine Mütze aber lag neben dem großen Pult mit den vielen Schalern und Reglern. »Die hast du vergessen!«, sagte der junge Mann und sah ihn freundlich an.

Hugo führte seine Gäste zum Abschluss noch zu einem weiteren Technikerraum, wo er Felix die Funktion einiger Apparaturen und der großen Elektronenröhren erklärte, die für die Übertragung der Sendungen notwendig seien. Dann brachen sie wieder auf. Auf dem Weg zurück durch die Stadt schlackerten dem Jungen die Knie. Er war tatsächlich im Studio gewesen, hatte sogar in das Mikrofon sprechen dürfen! Und noch dazu in einer Sendung mit Eva Seeger.

Noch am nächsten Tag, auf der Heimfahrt nach Aachen, war Felix in seine Gedanken versunken, sah lange still beim Zugfenster hinaus. Er hatte die Beine lässig übereinandergeschlagen, nicht steif nebeneinander auf den Sitz gelegt wie bei der Hinfahrt. Manchmal lächelte er stolz in sich hinein. Dann glänzten seine Augen, wenn er zufrieden in die vorbeiziehenden Wälder blickte.